

„Ein Geschichtsstudium ist einfach keine Berufsausbildung.“



Foto: Simon Büttner

Sabine Büttner studierte Geschichte und Germanistik an der Eberhard Karls Universität in Tübingen und schloss ihr Studium mit dem ersten Staatsexamen ab. Danach begann sie sich für die digitale Vermittlung von geschichtswissenschaftlichen Inhalten zu interessieren und wirkte bei der Entwicklung von [historicum.net](https://www.historicum.net), einem der ersten geschichtswissenschaftlichen Internetportale, mit. Anschließend arbeitete sie lange als Freelancerin im Bereich des User Experience Designs, aber auch in fester Anstellung in einer Agentur. Jetzt ist sie seit Januar 2021 als Projektmanagerin in einem Hochschulprojekt zur Circular Economy tätig, das Unternehmen auf dem Weg zu einer nachhaltigeren Wirtschaftsweise unterstützt und die Erfolgsfaktoren dafür erforscht. Ihre späteren beruflichen Stationen hätten keinen direkten Bezug zur ihrem früheren Studiengang Geschichte, aber gerade das sei, so Sabine Büttner, nicht untypisch für Absolventinnen und Absolventen der Geisteswissenschaften.

Das Interview führten Michael Deuerlein und Boris Zaytsev am 14. Juni 2022.

Michael Deuerlein/Boris Zaytsev: Würden Sie sich bitte zu Beginn des Interviews kurz vorstellen?

Sabine Büttner: Mein Name ist Sabine Büttner, ich wohne in Köln und habe vor über 25 Jahren Geschichte studiert, was vermutlich auch der Grund ist, warum wir heute miteinander sprechen (lacht).

Dann wollen wir gleich zu Ihrer Tätigkeit kommen. Wollen sie uns einen groben Überblick geben, was sie so tun?

Da müssen wir jetzt vielleicht ein bisschen differenzieren. Ich glaube, ich bin kein Beispiel für einen klassischen Beruf mit Bezug zu den Geschichtswissenschaften und auch nicht für einen klassischen Karriereweg. Möglicherweise ist aber das wiederum typisch für Absolventinnen und Absolventen eines geisteswissenschaftlichen Studiums. Ich habe den Großteil meines beruflichen Wegs im Bereich des User Experience Design verbracht, also als Konzepterin von Webanwendungen, aber seit anderthalb Jahren habe ich wieder einen etwas anderen Weg eingeschlagen und bin jetzt im Bereich Projektmanagement tätig.

Könnten Sie uns vorab erklären, was genau unter „User Experience Design“ zu verstehen ist?

Als User Experience Designerin kümmert man sich darum, interaktive Anwendungen, vor allem Webanwendungen, so zu gestalten, dass sie für Nutzerinnen und Nutzer möglichst hilfreich und gut zu bedienen sind. Da gibt es verschiedene Handlungsfelder von der Planung des ganzen Prozesses über die Analyse bis zu der Frage nach den Bedürfnissen der Nutzerinnen und Nutzer und nach dem Kontext. Darauf folgt ein eher kreativer Prozess, in dem man sich überlegt, wie die Anwendung darauf aufbauend zu gestalten ist. Und idealerweise folgt nach der Umsetzung auch das Testen der Anwendung.

Welche Skills aus Ihrem geisteswissenschaftlichen Studium können Sie in Ihrem Beruf anwenden und sind Informatikkenntnisse eine Voraussetzung?

Informatische Kenntnisse braucht jemand, der als UX-Designerin arbeitet, eigentlich nicht. Es reicht, wenn man ein grobes Verständnis von technischen Konzepten hat und zum Beispiel die Möglichkeiten und Beschränkungen des Machbaren kennt. Kenntnisse aus dem geisteswissenschaftlichen Studium sind auf einer abstrakteren Ebene nützlich: Da geht es um Analyse, darum, Situationen zu verstehen, viele Informationen einzusammeln und sich daraus ein Gesamtbild zu machen. Das sind Tätigkeiten, die ich als Geisteswissenschaftlerin eingeübt habe. Daneben geht es auch um ein Interesse am Menschen. Empathie, Einfühlungsvermögen und Kommunikationsfähigkeiten sind Dinge,

die man im geisteswissenschaftlichen Studium auch lernt und trainiert. Ich würde sagen, vor allem der souveräne Umgang mit Unsicherheiten und Komplexität unterscheidet die Geisteswissenschaften von anderen wissenschaftlichen Disziplinen.

Wie hat es sich letztendlich entwickelt, dass bei Ihnen während des Studiums dieser digitale Schwerpunkt entstand?

Dieser Schwerpunkt ist eigentlich noch nicht während des Studiums entstanden. Ich habe in Tübingen Geschichte und Germanistik auf Lehramt studiert, aber nach der Hälfte der Zeit war mir klar, dass ich nicht an die Schule gehen möchte. Das Staatsexamen habe ich trotzdem gemacht. Übrigens: Es hat später nie jemand nachgefragt, ob ich mit Magister oder Staatsexamen abgeschlossen habe. Gegen Ende des Studiums habe ich nach einer Verbindungsmöglichkeit von kreativeren Elementen und meinem Studium gesucht und einen dreitägigen HTML-Kurs gemacht, wo ich – in groben Zügen – gelernt habe, wie man Internetseiten schreibt. Das hat mir viel Spaß gemacht. Ich habe daraufhin eine Internetseite für einen Freund gemacht und so war ich im Thema. Der nächste Schritt war dann die Überlegung, dass es doch interessant wäre, geschichtswissenschaftliche Inhalte im damals wirklich noch neuen Medium Internet zu vermitteln.

Was waren die nächsten Schritte, die das Interesse in eine berufliche Richtung lenkten?

Mir war über Recherchen bekannt, dass es ein Portal namens historicum.net gibt, und da habe ich mich beworben. historicum.net war angesiedelt am Lehrstuhl für Geschichte der Frühen Neuzeit in München, da habe ich einfach hingeschrieben: Ich habe Interesse, kann ich bei Ihnen mitarbeiten? So ist es dann auch gekommen; ich war dort erst als wissenschaftliche Hilfskraft und später als wissenschaftliche Mitarbeiterin angestellt.

Am Anfang war es mir noch wirklich sehr wichtig, geschichtswissenschaftliche Inhalte zu vermitteln. Aber im Laufe meines Werdegangs, muss ich sagen, ist dieser inhaltliche Aspekt unwichtiger geworden. Ich habe mich von der Geschichtswissenschaft dann zunehmend entfernt.

Wie verhielten sich Ihre Erfahrungen und die Karriereschritte zu dem, was Sie sich eventuell während des Studiums noch vorgestellt haben?

Gute Frage, also, ich konnte mir während des Studiums relativ unterschiedliche Sachen vorstellen. Deswegen habe ich Praktika gemacht, um viel auszuprobieren. Das ist etwas, wozu ich nur raten kann, denn man stellt sich immer vieles vor, was dann doch anders ist in der Erfahrung. Anfangs war ich sehr zufrieden, eine Verbindung zwischen Internet und Geisteswissenschaften gefunden zu haben, auch mit diesen medial kreativen

Elementen. Ich habe unter anderem ein paar Jahre in Aachen und in Köln am Historischen Institut gearbeitet. Promoviert habe ich nicht, und das Umfeld Universität habe ich nach einiger Zeit als beschränkend empfunden hinsichtlich des Spielraums für Projekte wie das historicum.net.

Und ab diesem Zeitpunkt, wie vorhersagbar war Ihre nächste Entwicklung?

Das war sie eigentlich nicht. Es ging immer Schritt für Schritt, ich bin zum Beispiel nach der Tätigkeit an der Universität einfach ins kalte Wasser gesprungen. Dort hatte ich rein autodidaktisch schon relativ viel konzipiert. Mit diesem Hintergrund und dieser Erfahrung bin ich dann zu Web-Agenturen in Köln gegangen und habe gesagt: Ich würde gerne bei Ihnen mitarbeiten, diese und jene Erfahrungen habe ich. Ich hatte sicher auch Glück am Anfang und bin auf einen Agenturchef gestoßen, der gesagt hat: Okay, ich gebe dir eine Chance. Ich durfte dann direkt freiberuflich an Projekten mitarbeiten, war also nicht in einer Anstellung. Dann habe ich die Erfahrung gemacht, dass es deutlich leichter war, weitere Aufträge zu gewinnen, nachdem ich einmal Referenzen hatte und Erfolge oder Tätigkeiten in dem Bereich nachweisen konnte. Aber absehbar war das alles nicht.

Sie haben ja auch schon außeruniversitäre Praktika erwähnt. Können Sie vielleicht noch ein bisschen genauer darauf eingehen, welche Praktika das waren und wie diese Ihren beruflichen Werdegang beeinflussten?

Da muss ich jetzt aber weit zurückdenken. Ich habe während des Studiums bei der Bundeszentrale für politische Bildung ein sechswöchiges Praktikum gemacht, und ebenso beim Kulturreferat des Landratsamtes meiner Heimatregion. Dann habe ich Praktika gemacht, in denen ich versucht habe, meine kreativen Interessen zu verfolgen, wie etwa beim Theater im Bereich Bühnenbild und im Bereich Regieassistent. Letztendlich kann ich nicht sagen, was dann meinen Werdegang beeinflusst hat, aber bei manchen Dingen, zum Beispiel bei der Bundeszentrale, wovon ich vorher gedacht hatte, das wäre ganz toll und nah an den geschichtswissenschaftlichen Themen, war das Fazit eher: Okay, das ist jetzt in der Praxis doch nicht so spannend oder mir sind andere Aspekte vielleicht wichtiger. Das ist eine grundsätzliche Erfahrung, und Sie haben ja auch gesehen, dass sich das bei mir im Laufe der Zeit verändert hat. Erst waren es die geschichtlichen Inhalte, die wichtig waren, später dann die Abwechslung im Beruf. Als Freiberuflerin oder in den Agenturen kommt man immer wieder mit verschiedenen Kundenprojekten in Kontakt, da geht es einmal um Hochseekabel und beim nächsten Mal um eine Community-Plattform. Irgendwann wurde dann der inhaltliche Aspekt für mich wieder wichtiger, aber diesmal der Nachhaltigkeitsaspekt. Das sind einfach unterschiedliche Phasen. Was für mich wichtig war, das hat sich im Laufe der Zeit verändert.

Dankeschön, jetzt würden wir gern über Ihre Tagesplanung in der Arbeit reden. Wie würden Sie Ihren Arbeitsalltag beschreiben?

Dazu muss ich vielleicht zunächst erzählen, was ich zurzeit mache: Ich arbeite aktuell in einem Forschungsprojekt an der Fachhochschule in Bottrop, dabei geht es um Kreislaufwirtschaft und die Vermittlung dieses Themas an Unternehmen. In Rahmen der Tätigkeit habe ich viele Onlineterminale. Ich arbeite jetzt seit anderthalb Jahren im Homeoffice und war bisher nur achtmal in Bottrop vor Ort. Das ist also ein Arbeiten auf Distanz, und ich muss meinen Arbeitstag selbst strukturieren, wofür ich vor allem meinen Outlook-Kalender nutze. Einmal im Monat gibt es einen Termin, bei dem jeder in unserem Team seine Ergebnisse des letzten Monats präsentiert. Mein Arbeitsalltag sieht also so aus, dass ich meist alleine vor dem Rechner sitze und selbst schauen muss, was gerade ansteht und was gemacht werden muss.

Sie haben eben angesprochen, dass Sie in Bottrop arbeiten, aber in Köln wohnen. Das bringt uns zum Punkt „Flexibilität im Beruf“.

Also, die räumliche Flexibilität ist mir früher leichter gefallen. Im Anschluss an das Studium bin ich im Jahresrhythmus dreimal umgezogen. Das war schon relativ anstrengend, aber seitdem wohne ich in Köln und ich würde nun sagen, das ist der Rahmen, der für mich gesetzt ist.

Wie ist bei Ihnen die Vereinbarkeit des Berufs mit dem Familienleben?

Die ist eigentlich weitgehend unproblematisch, ich habe keine Kinder. Mir ist aber wichtig, dass ich Raum für ein Privatleben habe. Ich mache gerne Musik, ich übe mein Instrument, ich will Freunde treffen, das ist mir wichtig, das muss möglich sein. Als ich in der Agentur gearbeitet habe, gab es Phasen, da bin ich eine Zeit lang alle drei Wochen nach Bern in die Schweiz gefahren, das war dann mal ein etwas größerer Einschnitt in die eigene Zeitgestaltung.

Als Freiberuflerin, was sind die Vor- und Nachteile dieser Art zu arbeiten?

Ein Nachteil ist natürlich die größere finanzielle Unsicherheit, aber die ist, so sehe ich das, ja auch immer abhängig vom Finanzbedarf. Ich habe kein Haus gebaut, ich muss monatlich nicht so viel erwirtschaften, da bin ich natürlich freier, ein bisschen mehr ins Risiko zu gehen. Man muss auch lernen auszuhalten, dass mal zwei Wochen lang nichts passiert und sich niemand meldet, dass man also keinen Auftrag und damit auch kein Einkommen hat. Nach ein paar Jahren merkt man aber: Ja, da kommt schon wieder was, das gleicht sich dann aus über die Wochen und Monate hinweg. Aber klar, am Anfang musste ich mit dieser Unsicherheit umgehen lernen. Was mich am Ende dazu bewogen

hat, nach knapp sieben Jahren Selbstständigkeit als Angestellte in eine Agentur zu gehen, war der Wunsch nach engerer Zusammenarbeit mit Kolleginnen und Kollegen. Als Selbstständige ist man doch sehr auf sich allein gestellt und arbeitet immer nur punktuell mit anderen zusammen, da hatte ich mir mehr Austausch gewünscht. Aber der große Vorteil der Freiberuflichkeit ist zweifellos eine sehr große Flexibilität in der Gestaltung der Arbeit. Es kontrolliert niemand, wann ich anfangen, wann ich aufhören und wie viel ich überhaupt arbeite. Darüber habe ich relativ viel Kontrolle. Natürlich gibt es Deadlines, Anforderungen und Termindruck, aber im Gesamten ist das doch sehr frei zu gestalten und es fühlt sich auf alle Fälle deutlich unabhängiger an. Auch, weil es keine einseitigen Abhängigkeiten gibt. Das gibt's ja immer im Berufsleben, dass man zum Beispiel mit Vorgesetzten nicht zurechtkommt. Als Freelancerin habe ich gewissermaßen immer nur Vorgesetzte auf kurze Zeit, das fühlt sich einfach anders an.

Wie sieht das mit der Stellensicherheit aus?

Als Selbstständige hat man natürlich gar keine Stellensicherheit. Jetzt bin ich, wie gesagt, in einem Forschungsprojekt angestellt, das ist ein Drittmittelprojekt mit begrenzter Laufzeit. Meine aktuelle Stelle läuft nächstes Jahr im März aus und ich weiß momentan nicht, was danach kommt. Meine momentane Situation ist also eher unsicher. Wenn man im Agenturbereich, wo ich herkomme, zum Beispiel als UX-Konzepterin arbeitet, dann kann man auch sehr sichere Stellen haben und klassischere Karrierewege gehen.

Jeder Beruf ist ja irgendwie mit einem Gehalt verbunden. Wie würden Sie das in Ihrem Fall beschreiben?

(zeigt Folie mit dem Branchenreport 2021 UX/Usability) Die Bruttojahresgehälter der Befragten lagen im letzten Jahr im Durchschnitt bei 61.000 Euro für die Vollzeitstelle. Und die Zufriedenheit in diesem Beruf ist offensichtlich relativ groß, wie die Umfrage zeigt.

Und rückblickend, was für ein Fazit würden Sie aus Ihrem Werdegang ziehen? Was sind die wichtigsten Lehren und Erfahrungen daraus und als was sehen Sie sich in diesem Kontext selbst? Welche Tipps würden Sie den heutigen Geschichtsstudierenden geben?

Das ist nicht ganz einfach. Positiv gesehen würde ich mich auf alle Fälle als Generalistin bezeichnen. Als jemand, der breit einsetzbar ist und dafür entsprechende Skills und Erfahrung gesammelt hat, natürlich auch mit spezifischen Fachkenntnissen und Fachwissen. Manchmal empfinde ich mich aber auch als „Hochstaplerin“ und denke: Ich kann doch gar nichts. Das ist meines Wissens ein durchaus verbreitetes Phänomen unter Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftlern. Was ich Ihnen aus meiner Erfahrung heraus mitgeben kann, ist: einfach Dinge ausprobieren, sich trauen, und nicht

zu denken: Das kann ich doch jetzt nicht, weil ich Geschichte studiert habe. Denken Sie auch nicht zu eng in dem Rahmen, den Sie jetzt aus dem Studium kennen. Ich habe positive Erfahrungen damit gemacht, dorthin zu gehen, wo ich gerne hinwollte und nachzufragen. Mehr als keine Antwort zu bekommen oder ein „Nein, tut uns leid“ zu hören, kann eigentlich nicht passieren. Man kann Erfolg haben, wenn man sich traut und sich auch etwas zutraut. Wichtig ist außerdem, neugierig zu sein und die eigenen Erfahrungen zu reflektieren. Dass man überlegt: Warum hat mir das jetzt Spaß gemacht? Ist es vielleicht eher der inhaltliche oder der methodische Aspekt oder der Kontext, in dem ich gearbeitet habe? Ist es mir wichtig, viel mit anderen zusammenzuarbeiten? Oder bin ich jemand, der lieber im stillen Kämmerchen etwas ausarbeitet? Wenn man seine Erfahrungen auf diese Weise reflektiert, kann man gezielter im nächsten Schritt weitersuchen. Was ich Ihnen noch mitgeben kann: Das Geschichtsstudium ist einfach keine Berufsausbildung, das muss einem klar sein. Es sei denn, man geht ins Lehramt, aber dann kommt ja noch das Referendariat als eigentliche Vorbereitung auf den Beruf. Das Geschichtsstudium ist eine wunderbare Beschäftigung mit einem Thema und einer Art zu arbeiten. Aber es ist einfach keine Berufsausbildung und diese muss man sich im Anschluss selbst suchen oder erwerben, und das kann in vielen kleinen Schritten geschehen.

Vielen Dank für diese interessanten Einblicke!